



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Stern, Adolf: Ein deutscher Dichter der Reformationszeit

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wenden, zumal da er überzeugt ist, daß er in dieser Frage auch von den Tierschutzvereinen fernstehenden Kreisen unterstützt wird. Lange allerdings will nur die Worte „roh,“ „böshaft“ und „öffentlich“ streichen, dagegen „Ärgernis erregend“ beibehalten, weil er fürchtet, man könne sonst auch die Qualbereitungen bestrafen, die einen von der menschlichen Gesellschaft gebilligten Zweck verfolgen. Hippel wünscht die Fassung: „Mißhandlung von Tieren wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder mit Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft.“ Hornicke (Die Tierquälerei im Lichte der Ethik und des Gesetzes. Kölnische Zeitung) ist ebenfalls für den Wegfall der genannten Worte und will die vorsätzliche und böswillige Tierquälerei unter den Begriff der Vergehen gestellt wissen.

Kurz, es zeigt sich in den letzten Jahren eine tiefgehende Bewegung für die Abänderung des Tierschutzparagraphen, sodaß zu erwarten ist, daß auch die Gesetzgebung der Frage näher treten werde.



## Ein deutscher Dichter der Reformationszeit

Von Adolf Stern



udwig Uhland hat in seinen Vorlesungen über „Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert“ da, wo er von der deutschen Dichtung des Reformationsjahrhunderts spricht, ein schönes Gleichnis gebraucht. Er sagt: „Ein nordisches Heldenlied erzählt, wie der Jüngling Helgi, vom Stamme Odins entsprossen, einst, um sich vor seinen Feinden zu retten, die Kleider einer Magd anzog und die Handmühle trieb. Aber scharf leuchteten seine Augen, die Steine brachen, die Mühle zersprang. So werden wir das Götterkind, die Poesie, auch noch in ihrer Dienstbarkeit am leuchtenden Auge und der angestammten Kraft erkennen, und zuweilen wird sie, die Verhüllung abwerfend, in ungetrübtem Glanze vor uns stehen.“ So oft wir durch die Darstellung eines Dichterlebens der kampfs- und getümmelvollen Zeit, durch die Neuherausgabe deutscher Dichtungen aus den Tagen Luthers und den schlimmsten Tagen der Konkordienformel und der beginnenden Gegenreformation wieder unmittelbar in dieses bewegteste und für die Zukunft unsers Volkes entscheidendste Stück der deutschen Vergangenheit zurückversetzt werden, fühlen wir auch, daß neben der sichtbaren Verschiedenheit des sechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts ein geheimer Zug der Verwandtschaft zwischen ihnen

waltet, der uns in seinen Bann zieht. Die Fähigkeit zur opferwilligsten Hingebung an einen großen Gedanken, eine große Sache und wieder mitten in dieser Hingebung der trotzigste Individualismus, bescheidner Anspruch ans Leben bei großer Kraft und Leistung, die Sehnsucht nach behaglicher Stille und dicht daneben der furor teutonicus, der manchmal zu rechter und ebenso oft zu unrechter Stunde alle Stille durchbricht — es sind lauter Erscheinungen, die uns keineswegs fremd anmuten, wenn wir ihnen in der Lebensgeschichte eines Mannes begegnen, der dreihundert Jahre und länger in seiner Gruft liegt. Die Gedanken haben gewechselt, andre Losungen als das gewaltige und verhängnisvolle: Sola fide! erklingen im Kampf, aber wieder ist es eine Zeit der Gährung, des Niedergangs nach dem gewaltigsten Aufschwung, der lastenden Sorge vor einer dunkeln Zukunft, wieder eine Zeit, in der für die heitre, seelenerquickende Kunst wenig Raum übrig ist, und die die poetische Begabung wohl oder übel in den Dienst anderer Mächte als der reinen Dichtung zwingt, wieder dreht Helgi die Handmühle. Ob wir wollen oder nicht: die harten, streitfertigen Gesellen des sechzehnten Jahrhunderts, auf deren Lippen sich im Sterben neben das letzte Gebet noch der letzte Kampfruf drängte, deren Dasein rastlose Wanderung, harte Mühsal und feltner Genuß war, stehen uns näher als die lebensfrohen Menschen des Rokoko, die auf das tausendjährige Reich der allgemeinen Menschenliebe und der siegreichen Analyse wartend, einstweilen den Tag und die Stunde froh genossen. Und darum hat auch jede neue Mitteilung über einen geistig hervorragenden Mann der Reformation vollen Anspruch auf unsre Teilnahme. Schade nur, daß die Selbstentäußerung der meisten dieser Männer soweit gegangen ist, daß es auch der sorgfältigsten Forschung und der schärfsten Quellenkritik nicht immer gelingen will, die Thatfachen ihres Lebens und den innern Zusammenhang dieser Thatfachen völlig aufzuhellen. Man muß es schon ein Glück nennen, wenn es gelingt, die Umriffe eines Lebensbildes mit Sicherheit zu treffen, Licht und Schatten richtig zu verteilen, die Gestalt deutlich hervortreten zu lassen. Auf Einzelheiten, auf Ausmalung noch so interessanter Situationen muß die Darstellung nur zu oft Verzicht leisten.

Auch die kürzlich erschienene Biographie des Erasmus Alberus\*) von Franz Schnorr von Carolsfeld, die zum erstenmale mit gründlicher Untersuchung und besonnener Vergleichung der zuverlässigen Angaben und der unsichern Überlieferung, mit Auflösung aller Fabeln und Widersprüche den etwas verworrenen und wechselreichen Lebenslauf eines der zahlreichen theologischen Dichter der Reformationszeit darstellt, hat sich bescheiden müssen, manches

\*) Erasmus Alberus. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit von Professor Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, Oberbibliothekar an der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Dresden, L. Ehlermann, 1893.

unentschieden zu lassen und die leidenvollen Schicksale eines echten Sohnes der Glaubenskämpfe und der leidenschaftlichen Überzeugungstreue des sechzehnten Jahrhunderts mehr anzudeuten, als erschöpfend zu schildern. Doch ist es ein echter Charakterkopf, dem wir in Schnorrs Buche begegnen. Und wer etwas von der bildenden Kunst im Zeitalter dieses deutschen Äsop weiß, der weiß auch, daß und warum in vielen Fällen der energische Holzschnitt dem farbigen Bildnis vorzuziehen ist.

Erasmus Alberus, dessen Geburtsort und Geburtsjahr auch Schnorr nicht hat feststellen können, stammte nach seinem eignen Zeugnis aus der Wetterau und muß zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geboren gewesen sein. Die Wahrscheinlichkeit, daß er in dem wetterauischen Städtchen Staden, wo er „gezogen“ wurde, auch geboren sei, hat er mit dem Wort, Staden sei „sein Vaterland zum Teil,“ selbst wieder in Frage gestellt. Gewiß ist nur, daß er in dem hessischen Städtchen Nidda die Lateinschule besuchte („den Donat lesen lernte“), und daß es ihm als Lateinschüler nicht viel besser erging, als den zahllosen fahrenden Schülern, deren Abenteuer, Entbehrungen und grausame Behandlung wir aus Thomas Platters Selbstbiographie kennen. Der Lateinschulmeister zu Nidda muß ein Prachtexemplar einer gewissen Spezies von wandernden Humanisten gewesen sein. „Ich war acht Jahre alt — erzählt Erasmus —, da überkam ich einen Schulmeister zu Nidda, wenn der voll Weins, ja voll Teufel war, da zog er mich schlafend vom Strohsack, darauf ich schlief, und nahm mich bei den Füßen und zog mich umher auf und ab, als wäre ich ein Pflug, daß mir das Haupt auf der Erden nachschleppte und ich viel Puffe leiden mußte. Darnach fing er ein ander Spiel mit mir an, nahm eine Stange und zwang mich, daß ich hinaufklettern mußte, darnach ließ er die Stange aus der Hand gehen und mit mir zu Boden fallen, das sollte gute Ingenia machen. Zuletzt nahm er mich und stieß mich in einen Sack und hing mich zum Fenster hinaus, wenn ich dann schrie, da hörte mich ein Priester, freilich ein frommer Mann, der rief meinem tollen Schulmeister zu und sprach: Du Narr, was treibst du mit dem Kinde! So fein ward ich aber unterwiesen, daß ich, da ich vierzehn Jahr alt war, nicht ein Nomen dekliniren konnte.“ Schließlich entrann der Schüler dieser Hölle und fand zu Weilburg in Nassau bessere Behandlung und bessern Unterricht. Ob die erste Universität, die er besuchte, Mainz war, muß unentschieden bleiben; die Berufung auf die vierzigste Fabel des Alberus „Von einem Frosch und Fuchs“ reicht in Anbetracht, daß in der gleichen Fabel eine ganze Reihe anderer Universitäten: Köln, Marburg, Frankfurt an der Oder, Krakau, Greifswald und Rostock, Prag und Leipzig genannt und charakterisirt werden, nicht völlig aus, aber freilich muß Alberus irgendwo der humanistischen Bewegung nähergetreten sein, und es ist richtig, daß Hutten, der in der Froschfabel in erster Reihe als ein Vorkämpfer der Poeterei genannt wird, zwischen 1518 und 1520

in Mainz am Hofe des Kurfürsten Erzbischofs Albrecht (von Brandenburg) verweilte, sowie daß Alberus selbst in einer seiner theologischen Streitschriften seiner Studien in Mainz gedenkt. Jedenfalls kam er im Sommer des Jahres 1520 nach Wittenberg, damals noch ohne Ahnung, welche Bedeutung diese Stadt und ihre Universität für ihn gewinnen sollte.

Seit dem Beginn des Ablassstreites zwischen Luther und Tetzel, vollends seit dem gewaltigen und unerhörten Auftreten des Reformators in der Leipziger Disputation war die Bedeutung Wittenbergs als des Ausgangs- und Mittelpunktes einer ungeheuern Zeitbewegung von Monat zu Monat gewachsen. Die Zahl der Studenten verdoppelte, ja verdreifachte sich, sie stieg nach Luthers Wort mächtig wie überslutendes Wasser, die Stadt konnte die Zudrängenden nicht mehr fassen, zu den Füßen Luthers und Melanchthons saßen gleichzeitig vier- und fünfhundert Hörer, die lebendige Rede und der Eindruck der Schriften, die die Wittenberger Pressen in ununterbrochener Folge herauszuschleuderten, wirkten hier am Orte des Ursprungs drängender, ergreifender, überzeugender als in dem übrigen Deutschland. Da Erasmus Alberus am 19. Juni 1520 als Student immatrikuliert wurde, so muß er das Erscheinen der Lutherischen Schriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung,“ „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ in seinem ersten Semester erlebt haben, muß auch einer der Augenzeugen der Verbrennung der päpstlichen Bannbulle geworden sein. Während nach außen hin die große reformatorische Bewegung, soweit sie von Wittenberg ausging, noch als eine einheitliche erschien, begannen schon die Kämpfe innerhalb der Reformpartei — von einer neuen Kirche konnte noch nicht die Rede sein; noch galt Karlstadt (Andreas Bodenstein), der bei der Leipziger Disputation an Luthers Seite gestanden hatte, als einer der vertrauten Freunde des Doktor Martinus, aber schon erregte sein leidenschaftlicher Puritanismus Zwist und Zwiespalt. Die Schärfe seiner Angriffe gegen den Bilderschmuck der Kirchen, gegen die Mehrstimmigkeit des geistlichen Gesangs („eine Taufe, ein Glaube, ein Gesang!“) gewann ihm unter den Studenten Anhänger, und der junge Alberus neigte, wie er selbst bekennt, eine Zeit lang zu den Meinungen Karlstadts. Schon gab es kleine Kreise innerhalb der großen Universität, die sich von Luther geflissentlich fern hielten und ihm mißtrauten. Die ungeheure Erschütterung, die bei ihrem Urheber die höchste Glaubenskraft befestigte und stärkte, warf schwächere Geister in grimmige Zweifel; was Alberus von seinem Mainzer Freunde Philipp Eberbach berichtet, spiegelt Vorgänge wieder, die sich ähnlich mit ihm selbst zugetragen haben. „Eberbach kam gen Wittenberg und las Quintilianum. Denselben feinen Menschen führet der Teufel auch zum Karlstadt, von dem lernt er soviel, daß er sagte ego valefecit musis. Darnach fiel er immer von einer Schwärmerci auf die andre, bis er endlich dahin kam,

daß er sagt: Wer weiß, ob die heilige Schrift von Gott sei? wie, wenns erdichtet wäre?"

Wie ein Stoßfeuer oder ein wilder Aufschrei von Tausenden klingt die trostlose Frage, die Erasmus Alberus dem verführten Freunde in den Mund legt. So weit die mächtige persönliche Wirkung Luthers reichte, hielt er die erregte Jugend auf der Mitte des Wegs; weder rechts zu den Papisten, noch links zu den Schwarmgeistern ließ er sie aus- und abweichen. Aber als er, um Ostern 1521 zum Reichstage nach Worms berufen, auf der Rückreise nach der Wartburg entführt wurde, war es unausbleiblich, daß die ungestümen Geister, die über ihn hinausdrängten, denen die Revolution nicht revolutionär genug war, von denen jeder ein andres jüngstes Gericht zu verkünden hatte, auf die zweifelnden und nach dem Neuen verlangenden Gemüter einen immer stärkern Einfluß gewannen. Wenn wirklich Alberus vor 1522 die Universität Wittenberg verließ, so konnte er im Verlaufe des Jahres 1521 noch genug von den fanatischen Predigten Karlstadts und Gabriel Zwillingss erlebt haben; schon ließ ja Luther eine erste „treue Vermahnung für alle Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung“ von der Wartburg herab ausgehen. blieb aber der junge Theologe bis zum Frühling 1522 in Wittenberg, so muß er Augen- und Ohrenzeuge eines der gewaltigsten Augenblicke aus Luthers Wirken geworden sein. Eben hatten noch Karlstadt und sein Anhang den Magistrat und die Häupter der Universität verwirrt, die Stadt in halben Aufruhr gesetzt, eben waren Anhänger der Wiedertäufer hervorgetreten, der Bildersturm hatte die Kirchen verwüstet, eben war den Studenten gepredigt worden, daß sie besser thäten, Färber und Gerber zu werden, weil Gott den Einfältigen offenbare, was den Weisen und Klugen verborgen sei, da ritt Luther, noch im Kleide des Junkers Jörg, über Siena und Borna daher und am 7. März in Wittenberg ein, stand acht Tage hinter einander auf seiner Kanzel und schaffte mit der zündenden Kraft seines Worts Ordnung. Den Stürmern und Radikalreformern erklärte er kurz und derb, daß er ihren „Geist“ über die Schnauze haue, und daß man niemand mit Rumor und gestrenger Gewalt dringen und zwingen dürfe, da man den Glauben nicht ins Herz gießen könne. Da zeigte sich, wie unwiderstehlich und gewaltig der eine Mann gegenüber allen Widersachern war, da befestigte er für immer sein Ansehen bei Hoch und Gering. Wenn man das ganze spätere Verhältnis unsers Dichters zu Luther ins Auge faßt, so sollte man in der That meinen, daß Alberus den Donner von Luthers Reden wider die falschen Propheten und Schwarmgeister nicht nur von fern rollen hören, sondern eben damals den größten und bleibendsten Eindruck von der innern Macht des Lutherischen Geistes empfangen habe.

Doch wie dem auch sei, jedenfalls ging Alberus spätestens 1522 in seine Heimatgegend zurück und fand in den nächsten Jahren keine Gelegenheit, seine

theologischen, sondern nur seine humanistischen Studien anzuwenden. Er wirkte als lateinischer Schulmeister in Bidingen, Ursel und eine kurze Zeit auch in Eisenach. Die Unruhe, die den Geistlichen und Lehrern der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts meist im Blute lag, wurde durch die bewegte Zeit und die Umkehrung aller alten Verhältnisse noch wesentlich gesteigert, auch Alberus erfuhr die Einwirkungen dieser Unruhe. Die längste Zeit zwischen 1522 und 1528 scheint er in Ursel verbracht zu haben, wo er sich auch verheiratete und an seinen Apopischen Fabeln arbeitete, die er nach seiner eignen Aussage in Bidingen begonnen hatte. 1528 beförderte der Landgraf von Hessen als Lehns- und Patronatsherr den Schulmeister zum ersten evangelischen Prediger in Sprendlingen und Gözenhain, Dörfern, die im Ifenburgischen Ländchen Dreieichen südlich von der Wetterau lagen. Hier war Alberus die Aufgabe gestellt, das Land zur Erkenntnis des Evangeliums zu bringen, was er unter beständigen Kämpfen nach rechts und links im Sinne seines Vorbildes Luther vollbrachte. Durch Alberus Einsetzung wurde der Meßpfaff verdrängt, aber in dem benachbarten Dreieichenhain amtirte der katholische Pfarrer weiter und that dem eifrigen Lutheraner alles Herzeleid an. War dieser Papist, Herr Konrad Rheinbrucker, ein gewaltthätig feindseliger Herr, so triebens die radikalen Neuerer, die Wiedertäufer, Sakramentirer und wie sie alle hießen, nicht säntlicher. „So böse Buben waren die Schwärmer, daß sie mir, als ich Pastor von Sprendlingen war, vor meine Wohnung liefen und spotteten mein, mit meinem Luther, weil ich nicht mit ihnen rasen und toben, die heiligen Sakramente schänden und gute Ordnung verachten wollte.“

Auch sonst erfuhr Alberus während der elf Jahre, die er im Amte zu Sprendlingen war, mancherlei Leid. Die Frau seiner Jugend, deren leibliche Schönheit er in seiner Lobpreisung der Stadt Ursel naiv rühmt, starb im Jahre 1536, im Jahre vorher hatte er seine auch hier errichtete und mit Vorliebe geleitete Schule auflösen und wegen einer bösen Seuche die zwölf Schüler, die er bei einander hatte, heimsenden müssen. Mit dem alten Schultheiß des Ortes war kein Auskommen, der war „des Teufels Kaplan,“ saß als echter Schoppenstecher während der Predigt lieber beim Wein als in der Kirche, predigte den Bauern „häßliche, greuliche, schändliche Artikel,“ sagte, „wann die Zeit vorhanden sei, so müsse Gras wachsen, es sei Gott lieb oder leid,“ und glaubte gar an die Seelenwanderung. Seine gnädigsten Herren, die Grafen von Ifenburg, gaben nicht minder Anlaß zu harten Beschwerden. Seiner großen Mühe und Arbeit, die rechtshaffnen Feiertage zu erhalten, setzten die Grafen und ihre Diener ziemliche Gleichgiltigkeit entgegen. „Da gebeut man dem Volk, auf die Feiertage zu jagen oder andres zu thun, und solches gebeut man in Ew. Gnaden oder Ew. Gnaden Wettern Namen. Ost, wann ich habe predigen wollen, so haben die Leute müssen Fische oder Hasen jagen. Ascensionis Domini auf demselben hohen Fest hat man zu Langen gezimmert

und haben etliche müssen Frohdienst ausrichten. An welchen Stücken allen dem Fürsten dieser Welt ohne Zweifel sonderlich Wohlgefallens geschieht, aber mir, der ich dem Fürsten der zukünftigen Welt anhangе, thut solches von Herzen weh und kann solcher teuflischer Unordnung nicht länger zusehen und bitte Gott täglich, er wolle mir davonhelfen.“

In der That schüttelte Erasmus Alberus im Jahre 1540 den Staub Sprendlingens von seinen Füßen. Er war während der Jahre seines dortigen Pfarramts schon einmal in anderm Herrendienst thätig gewesen, hatte 1537 eine vorübergehende Berufung zum Markgrafen Hans von Küstrin, dem jüngern Bruder Kurfürst Joachims II. von Brandenburg, der die Neumark als selbstständiges Fürstentum beherrschte, angenommen, hatte bei der Durchreise Luther in Wittenberg besucht und wiedergesehen, mochte bei Niederlegung der Sprendlinger Stelle des Glaubens leben, daß es ihm, der nun auch litterarisch als Kämpfe für die Reformation erprobt war, leicht werden würde, in wünschenswertern Verhältnissen ein andres Amt zu erhalten. Er sollte im Laufe eines vielbewegten Lebens erfahren, daß die elf Jahre zu Sprendlingen die glücklichsten und friedfertigsten gewesen waren, die ihm sein Schicksal beschied.

In den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts (1534) trat er zuerst als Dichter und zwar mit der ersten Ausgabe des Buches hervor, das sein Gedächtnis besser bewahren sollte, als alle seine theologischen Kämpfe und Streitschriften. Der nur in einem Exemplare (in der Dresdner Bibliothek) erhaltene Druck: „Etliche Fabel Gjopi, verteutscht und in Reime gebracht durch Erasmus Alberum. Samt andern neuen Fabeln fast nutzbarlich und lustig zu lesen“ (gedruckt zu Hagenau) brachte siebenzehn Fabeln unsers Dichters, in denen er (da bekanntlich Luther im Jahre 1530 Aposiphische Fabeln übertragen hatte) auch in dieser Beziehung als ein Schüler des gepriesenen Meisters erscheint. Gleichwohl war Alberus mehr als ein bloßer Übersetzer und Bearbeiter. Ganz recht sagt Schnorr: „Gerade das Unscheinbare und Schlichte dieser naiv erzählenden, mit den einfachsten Mitteln schildernden und belehrenden, alles gelehrte Beiwerk verschmähenden Fabeln ist es, was ihrem Urheber bleibend eine Stelle in der Reihe der deutschen Dichter anweist. Und wenn sie sich durch die zu Tage tretende Freude ihres Verfassers am deutschen Gewande der uralten Fabeldichtungen, die frische, volkstümliche, Gegenwart und nächste Umgebung fest in die Darstellung hereinziehende Behandlung eines durch den Gebrauch in der Schule seinem ursprünglichen Charakter allmählich entfremdeten und der Erstarrung verfallenen Litteraturstoffes auszeichnen, so dürfen sie in diesen sie auszeichnenden Eigenschaften für Alberus persönliche Eigenart auch deshalb als charakteristisch gelten, weil er sich während seines nachfolgenden kampfreichen Lebens, ungehindert durch Leiden und Not, so beharrlich mit ihnen beschäftigt hat. Bis in seine letzten Lebensjahre bewahrte er sich die Neigung, an ihrer Verbesserung zu arbeiten, sowie ihre Zahl zu vermehren.“

Ja man darf hinzufügen, daß diese Fabeln des Erasmus Alberus ein charakteristisches Zeugnis für die Lage der Dichtkunst und die dienende Rolle des poetischen Talents innerhalb der Reformationsstürme sind. Wohl hatte sich Luther wiederholt gegen die Fanatiker erklärt, die mit allen weltlichen Künsten aufräumen wollten. Wohl bewahrte Alberus das Naturell eines naiven Dichters mitten in aller von der Zeit aufgedrängten Neigung zur Satire und zur Lehrhaftigkeit. Wie eine Offenbarung seines ursprünglichen Künstlergeistes klingt es, was er in einer spätern Schrift über die barbarischen Verächter der Kunst sagt: „Erlliche wollten nicht Cantum Choralem leiden, etliche waren sogar Stoici und Grobiani, daß sie die liebliche Musicam, die edle Gabe Gottes und das Wunderwerk, die Orgel, nicht hören noch leiden wollten, solche Gesellen sollte man in die Schweinekoben weisen, daß sie derselben Gesang hörten, weil sie engelische Musicam verachten. Warum hat man in etlichen Kirchen gar kein Bild, auch kein Kruzifix leiden wollen? das Volk war durch die Schwarmgeister so verwirrt, daß sie meinten, Bilder haben wäre unchristlich.“ In den Ansätzen und Anläufen zu behaglicher Ausmalung der deutschen Städte und Landschaften, in die er seine Fabeln verlegt, in den gemütvollen und humoristischen Stellen dieser einfachen Dichtungen verrät er, daß er wohl befähigt gewesen wäre, eine gute poetische Erzählung oder ein andres episches Werk zu schaffen, wenn er sich dem Walten der Phantasie und der Fülle der Erscheinungen frei überlassen wollte. Wagt er doch selbst in der Moral seiner ersten Fabel „Von einem Hahnen“ den Hahn, der einen Edelstein findet und nicht weiß, was er damit anfangen soll, da ihm jedes Gerstenkorn lieber wäre, mit den Leuten, denen Fressen und Saufen das Leben ist, und den verschmähten Edelstein mit der Kunst zu vergleichen. Aber zu tief war vom Anbeginn der Reformation an das Recht der Phantasie und des Schönheitsgefühls, war jede Regung der menschlichen Natur den Glaubensfragen untergeordnet worden, zu ausschließlich hatte man alle geistigen Interessen auf den Kampf des Tages zu lenken gewußt, als daß selbst ein größeres Talent, als Erasmus Alberus, sich ganz aus den Fesseln dieser Anschauung zu befreien vermocht hätte. Auch er bevorzugte die Fabel vor andern Gattungen der Poesie, weil sie den biblischen Gleichnisreden verwandt schien, „sintemalen ein jeglicher ziemlichen Verstandes weiß, daß man aus den Fabulis Moralia lernet,“ „die Fabulae aber lehren gute Sitten schimpffsweis und lachenden Mundes,“ auch er wußte (im Vorwort zur vollständigen Sammlung von 1550) an der Dichtung nichts höheres zu preisen, als daß durch ihre Schöpfungen „bei dem albernem Volke vielmehr ausgerichtet werde, denn durch strenge Gebote. Denn wie die Ärzte bittere Tränke oder Spezerei mit Zucker oder Honig dem Kranken eingeben, auf daß er keinen Abscheu davor habe, also muß man des Menschen verderbter Natur oder Unverstand mit holdseligen Fabeln, Bildern und Gleichnissen helfen.“

Viel und ein starkes Zeugnis des ursprünglichen Vorhabens der Natur mit ihm war es demnach, daß er unter diesen Umständen nach 1540 Lust bezieht, sich mit seinen poetischen Jugendarbeiten zu befassen. Nach kurzem Aufenthalt in Marburg hatte sich Erasmus Alberus gegen Ende dieses Jahres nach Wittenberg gewandt, um die Hilfe und gewichtige Empfehlung des Reformators für eine neue Anstellung in Anspruch zu nehmen. Zu den charakteristischen Gestalten Wittenbergs in den letzten Jahrzehnten Luthers gehörten neben den Tausenden der Studenten, die aus allen deutschen und außerdeutschen Ländern nach der Hochburg des evangelischen Glaubens strömten, die amtslosen, die vertriebenen Geistlichen, denen Luther über seine Mittel hinaus schrankenlose Gastfreundschaft erwies. Das Fürwort Luthers bei dem Kurfürsten von Brandenburg verschaffte denn auch Alberus um die Mitte des Jahres 1541 eine Berufung als Pfarrer der Neustadt Brandenburg. Er mochte seine Existenz wieder als gesichert ansehen und schloß bald nach seinem Amtsantritt in Brandenburg eine zweite Heirat mit Frau Gertrud, die er elf Jahre später als Witwe mit drei jungen Töchtern hinterließ. Aber sein Vertrauen auf die Festigkeit der neuen Zustände täuschte ihn, der Stadtrat sah in ihm einen Auführer (der Rat zählte vermutlich noch viele Anhänger der alten Kirche in seiner Mitte) und verklagte ihn wiederholt beim Kurfürsten. Er wurde angeschuldigt, den harten Steuerdruck, mit dem der geldbedürftige Kurfürst auch die evangelische Geistlichkeit heimsuchte, scharf mißbilligt zu haben. Er selbst rief in einem Briefe aus, daß er „wie ein Abschäum aus der Mark verstoßen worden sei,“ und Luther ereiferte sich in einer seiner Tischreden darüber, daß die Bürger von Brandenburg (es können doch nur etliche böse Gefellen gewesen sein) dem frommen Pfarrherrn ein paar Schuhe an die Thür gehängt und dazu geschrieben hätten: Surge et ambula. In der That blieb dem Armen nichts übrig, als aufzustehen und zu wandeln, und gegen Ende des Jahres 1542 nahm er seine Zuflucht abermals zu Wittenberg. Er hatte in Brandenburg einen Auszug aus dem Liber Conformitatum des Bartholomäus von Pisa unter dem Titel: „Der Barsüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran“ verfertigt und durch Einschaltungen und Randglossen zu einer heftigen Tendenzschrift im Sinne der klosterauflösenden und mönchebefreienden Reformation verwandelt, die die Legenden vom heiligen Franziskus den evangelisch Gesinnten schlechthin als „Lügenden“ vorführte. Jetzt wurde die Schrift bei Hans Lufft in Wittenberg gedruckt, Luther erwies ihr die Ehre, sie mit einer Vorrede zu begleiten („das soltu wissen, daß ich, Dr. Martinus Luther, auch einer des Hauses gewest bin, der solches hat müssen glauben und anbeten“), und sie gewann demgemäß gewaltige Verbreitung, wirft aber rückwärts ein Licht auf die maßlose Erbitterung, mit der die Altgesinnten gerade Alberus verfolgten. Bis tief in den Sommer des Jahres 1543 hinein blieb er auf die Gastfreundschaft der Wittenberger angewiesen. Den vereinten Bemühungen Luthers,

Melanchthons und anderer gelang es endlich, ihm eine Berufung zum Pfarramt in Staden in der Wetterau, seiner alten Heimat, zu erwirken. Bevor er aus Wittenberg schied, disputirte er unter Luthers Vorsitz am 24. August 1543 pro licentia in sacra theologia und wurde am 11. Oktober desselben Jahres zum Doktor der Theologie ernannt.

(Schluß folgt)



## Die Bürokratie in Preußen



s sind in letzter Zeit oft Vergleiche angestellt worden zwischen unsrer Zeit und der Periode, die dem Ausbruche der großen Revolution in Frankreich vorherging. Hierbei ist aber unsers Wissens eines Umstandes nie gedacht worden, der zu den hervorragendsten Ursachen jener welterschütternden Katastrophe gehörte: der Bürokratie.

Die Bürokratie übt natürlich stets den größten Einfluß auf die öffentlichen Zustände, insofern sie nicht allein das Befohlene ausführt, sondern auch beratend und bestimmend auf die Entschließungen der Regierung einwirkt. Aber die Bürokratie in Frankreich während des ancien régime war ganz besonders für die Entwicklung der Verhältnisse, mithin für die daraus erwachsenen entsetzlichen Folgen verantwortlich zu machen, weil sie dort eine ungeheure Macht hatte. Ohne Hemmnis schaltete und waltete sie schließlich im Namen des Königs in dem weiten Bereiche des Landes nach Herzenslust.

Die ganze öffentliche Gewalt gipfelte damals in Frankreich — nach Tocquevilles klassischer Schilderung — thatsächlich in dem aus Berufsbeamten zusammengesetzten Staatsrate (conseil du roi), während die laufende Verwaltung ausschließlich von dem contrôleur général geleitet wurde, unter dem, jederzeit entsetzbar, also in strengster Abhängigkeit, „Intendanten“ den Provinzen vorstanden und „Subdelegirte“ die Lokalinstanz bildeten. Es war feststehender Regierungsgrundsatz, namentlich zum Intendanten niemals einen Angehörigen des betreffenden Landesteils zu ernennen.

Im Laufe der Jahre war die Bürokratie dahin gelangt, alle andern Organe des französischen Staatslebens zu beseitigen oder wenigstens zu lähmen. Vor allem hatte sie Mittel und Wege gefunden, die infolge der Stellenkäuflichkeit dem Regierungseinflusse völlig entrückte Justiz beiseite zu schieben. Da der Minister die richterlichen Beamten weder absetzen, noch versetzen, noch